

Hot town, summer in the city

Auf dem Tar Beach über den Dächern New Yorks

Von Barbara Schaefer

Tar beach – it may not be a sunset on the bay

It's right here in the middle of the madness

But oh so far away

John Sebastian, Tar beach

Kati Nawrocki baumelt mit den Beinen. Zu ihren Füßen rauscht der Feierabendverkehr, für sie klingt es wie Meeresbrandung. Vor dem rötlichen Himmel treten die Hochhäuser Manhattans als Scherenschnitt hervor. Die junge Frau sitzt auf dem Dach ihres Hauses in Brooklyn, ihr Lieblingsplatz. Eine Feuerwehrsirene tönt in der Ferne, ein vorbeifahrendes Auto schickt lateinamerikanische Musikfetzen herauf, eine Alarmanlage heult los. Die Abendbrise weht ihr glattes schwarzes Haar vors Gesicht. Auf den Stahltrossen der Brooklyn Bridge beginnt die Lichtergirlande zu glimmen, je grauer die Nacht, desto stärker scheint sie zu strahlen. Der Dunst des Tages weicht, an einem klaren Abend lassen sich alle beleuchteten Fenster des Financial Districts einzeln zählen. Kati Nawrocki hat sich zurückgelehnt, stützt sich auf die Arme und blinzelt; mit halbgeschlossenen Augen leuchten die Farben des Empire State Buildings intensiver. Damned, sagt sie, und nimmt einen langen Schluck Bier. „New York ist hart und anstrengend. Aber die Abende auf dem Dach entschädigen für alles.“

Die einzigartige Atmosphäre über den Dächern der Stadt spüren besonders die, die nicht in New York City geboren, sondern zugezogen sind, sagt Kati Nawrocki, zugereiste New Yorkerin mit japanischen, deutschen und polnischen Vorfahren „Wer hierher kommt, ist auf der Suche nach Symbolen. Und wenn nachts die Skyline in tausend Farben wie eine Postkarte vor dir liegt, dann erfüllen sich Phantasien und Träume. Dann jubelt alles in dir. Du bist zur richtigen Zeit am richtigen Ort.“

Kati Nawrocki schwärmt von ihrem Mietshaus in Brooklyn, in den die Grafikerin als Studentin mit einer Freundin einzog. An sonnigen Nachmittagen gingen sie mit ihren Büchern aufs Dach, doch ihre Sommerfrische war keine bepflanzte Oase, und auch keine Terracotta-Terrasse, sondern ein mit Teerpappe ausgelegtes Flachdach, der Tar Beach. Wenn es zu heiß wurde, legten sie sich gegenseitig Eiswürfel auf die Stirn. Zum Strand fährt man zwar nur eine Stunde mit der U-Bahn, aber dort hingen unangenehme Typen herum, „privater

war es auf unserem tar beach“. Für New Yorker verhält es sich mit dem Strand von Coney Island wie mit dem Metropolitan Museum: Gut, dass es das gibt, aber warum sollte ich da hingehen? Auf dem Dach tauscht Du das Branden der Wellen gegen das tief unten auflaufende Brausen des Verkehrs; das Licht der Sterne gegen die Lampen der Brooklyn Bridge, den Atlantischen Ozean an Deinen Zehen gegen New Yorks Häusermeer zu Deinen Füßen.

„Running up the stairs, gonna meet you on the rooftop“, sangen die Lovin' Spoonful in ihrem Klassiker „Summer in the city“. In der amerikanischen Pop-Lyrik ist der geteerte Dachgarten allgegenwärtig. Spoonful-Leadsänger John Sebastian nannte ein Solo-Album „Tar Beach“. Im Titelsong schwärmt er „I can feel the heat, We´ll burn like butter on the hot concrete, Desperation on the city street, Let´s drag our blanket up to Tar Beach. Suntan lotion and a cherry coke, There ain´t no ocean but we seem to float, Radio´s playing our song - up on the roof, Somehow dreams don´t seem so outa reach, When we make magic up on Tar Beach. Tar Beach - it may not be an island paradise, Tar Beach - it may not be a sunset on the bay, It´s right here in the middle of the madness, But oh so far away.“ Auch bei der Songwriterin Carole King klingt es an, die Stunden auf dem Dach sind kleine Fluchten aus der großen Stadt: „On the roof, it's peaceful as can be, And there the world below, Don't bother me.“ -

Tar Beach ist ein New Yorker Phänomen. In den vergangenen hundert Jahren gehörten die Dächer Reichen und Armen, Schwarzen und Weißen, Alten und Jungen. Wenn in den stickigen Häuserschluchten der Stadt kein Lüftchen weht, dürstet ihre Bewohner nach Kühlung, aber auch nach Licht und Luft. Dies sei, so die Historikerin Kathleen Hulser, symptomatisch für das Leben in modernen Städten. Mehr als für alle anderen amerikanischen Orte trifft dies auf New York zu, die vertikale Stadt. Wegen der teuren Mieten wird jeder Quadratmeter ausgenutzt, da bleibt selten Platz für Balkone. Wenn Städte an den Wolken kratzen, ziehen auch ihre Bewohner dem Himmel entgegen. So wurde der tar beach für New York so spezifisch wie der Englische Garten für München. Hulser versammelte in ihrer Ausstellung „Up on the Roof. The Culture of New York City Rooftops“ Gemälde und Drucke, einen riesigen hölzernen Wassertank der Firma Rosenwach, die mit ihren Spinnenbeinen unverwechselbar auf der Dachlandschaft New Yorks herumstaken, Brieftauben-Käfige und Fotos von ungesicherten Dächern im Village sowie von mit Pool und Palmen bestückten Penthouse-Gärten der Upper East Side. Bekanntestes

Ausstellungsstück war der Geschichts-Quilt „Tar beach“ der afro-amerikanischen Künstlerin Faith Ringgold.

Ein schwarzes Mädchen fliegt durch den besten Himmel. Ihre Zöpfe stehen ab, sie breitet freudig die Arme aus; unter ihr sitzt ihre Familie auf dem Hausdach zu Tisch, ihr kleiner Bruder schläft auf einer Decke, Wäsche trocknet auf einer Leine, die Fenster Harlems blinken im Wettstreit mit dem Lichtbogen der George-Washington-Brücke. Im gleichnamigen Kinderbuch lässt Ringgold das Mädchen weiterfliegen. Auf dem „Teerstrand“ zu schlafen war wie Zauberei, heißt es da. „In der Nacht auf dem Dach zu liegen, mit Sternen und Wolkenkratzern rund um mich, das gab mir das Gefühl, reich zu sein, als würde alles was ich sah, mir gehören. Mein wertvollster Besitz war die Brücke.“ Faith Ringgold wurde 1930 in Harlem geboren und wuchs dort auf. In ihrem Quilt, der vom New Yorker Guggenheim Museum erworben wurde, verwob sie die uramerikanische Handarbeitskunst der weißen Pioniersfrauen – aus Stoffresten eine Decke zusammenstückeln – mit der farbenfrohen Malerei Afrikas. Neben der Poesie der Abende auf dem Dach thematisiert Ringgold, Kunstprofessorin an der University of California in San Diego, den Alltag der Afro-Amerikaner; am Ende fliegt das Mädchen über das Haus der Gewerkschaft, damit sein Daddy dort Mitglied werden darf.

Ganze Sommer verbrachte Ringgold als Kind auf dem Hausdach. Faith Ringgold erklärt im Interview: „Niemand hatte damals eine Klimaanlage, und der tar beach war die einzige Möglichkeit, sich in New Yorks heißen und feuchten Nächten abzukühlen. Jeder, der ein Hausdach hatte, ob Schwarz oder Weiß, war im Sommer oben. Wir waren draußen und genossen mit Freunden und der Familie die kühle Brise.“

Städte ändern sich und mit ihnen die Dachlandschaft. Faith Ringgold lebt nun auf der anderen Seite ihrer Brücke, in Englewood, New Jersey, ganz ohne Tar Beach, und in San Diego, so Ringgold, „wissen sie nicht einmal, was ein Tar Beach ist.“ Wo die George-Washington-Brücke ins nördlichste Harlem mündet, lebt heute eine spanischsprachige Nachbarschaft, aus Autoradios plärrt Salsa auf die Straße, die Straßenschilder sind zweisprachig, und noch an der heruntergekommensten Häuserfassade hängen die weißen Kästen der Klimaanlage. An der Luke, die aufs Dach führt, warnt das Schild: Fire door, do not open, Alarm! Meistens passiert nichts, wenn man diese Türe öffnet. Hausbesitzer versuchen, sich abzusichern und den Zugang zum Dach zu verbieten. Denn auf dem

Dach ist es gefährlich. „Er ist ein Kanarienvogel. Er kann zwar singen, aber nicht fliegen.“ Mit diesen zynischen Worten wird in Elia Kazans Film „On the Waterfront“ (1954) Taubenzüchter Joey vom Hausdach gestürzt, da er vor Gericht aussagen wollte. Jeder New Yorker kann Geschichten von Rooftop-Todesfällen erzählen. Deborah Masters, Künstlerin in Brooklyn, weiß von dem zehnjährigen schwedischen Jungen, der auf dem ersten Familienfoto noch zu sehen war, auf dem zweiten ist er verschwunden. Schwindlig geworden, abgestürzt, denn fast nie gibt es auf dem Dach ein Geländer oder eine ausreichend hohe Brüstungsmauer. Auch wisse man nie, wer sich da oben herumtreibt, so verbringt sie nur zusammen mit ihren zwei Hunden Nächte auf dem Dach. Teresa Salomon, Cellistin in Harlem, erzählt vom Nachbarjungen, der mit seinen Freunden Superman spielte und zum Nachbarhaus fliegen wollte. Alle paar Wochen sind solche Unfälle oder Verbrechen in der New York Times zu lesen: „Zwölfjähriger Bronx boy spielte auf dem Dach und stürzte zu Tode“, „Obdachloser prügelt Obdachlose von einem Hausdach in Brooklyn“. In Harlem hört man ohnehin nicht gern Schritte auf dem Dach: „Dann wurde eingebrochen und der Dieb flieht über die Häuser“, schaudert sich Teresa.

Familien, wie die von Faith Ringgold in den dreißiger Jahren, sind heute nur noch selten auf den Dächern New Yorks zu sehen. Dafür haben junge Städter den Tar Beach erobert. Die neuen Immigranten, Studenten und Künstler in den Lofts in Brooklyn und den Mietshäusern in Chelsea und im East Village lieben ihre Dächer. John Brown hat herbeigeschleppt, was er für eine Strandparty braucht: Grill, Steaks, Bier und Getto-Blaster. Hitze steht über der Stadt. Hip Hop dröhnt in den Sonnenuntergang. Gelächter flirrt durch Browns Geburtstagsparty, und immer wieder ein „Hey! Nice to see you!“. Auf Klappstühlen lümmeln Jungs mit Bierdosen in der Hand. Einer hat sich die Stars-and-Stripes-Flagge um den Kopf gewickelt, tanzt mit freiem Oberkörper zur Musik. Nur Frisbee spielen ist verboten, aus „verständlichen Gründen“, wie es der Zettel am Aufzug formuliert.

Manchmal setzen sich Kati Nawrocki und John Brown in den F-Train und fahren ans Meer, wie New Yorker dies seit Generationen tun. Auch Faith Ringgold erinnert sich daran, allerdings sah sie den Meeres-Strand nur in den Schulferien. Die Strände waren nach Rassen getrennt, doch als Kind habe sie diese Einschränkungen nicht bemerkt. „Wir freuten uns einfach, mit anderen schwarzen Kindern am Strand zu sein.“ Viel stärker eingepägt haben sich ihr die anderen Abende. Ihre

gesamte Kunst wurde beeinflusst vom Leben in Harlem, sagt Ringgold, und die Sommer auf dem Dach seien ein Teil dieser Erfahrung. „Der Tar Beach gab mir als Kind ein Gefühl von Macht, über allen Dingen zu sein, und über eine riesige und wundervolle Stadt zu blicken.“

Barbara Schaefer

Auerstr. 44

10249 Berlin

Tel. +49 30 853 55 79

Mobil +49 171 544 6157

www.barbara-schaefer.de

kontakt@barbara-schaefer.de